

## Philosophie

*Hildebrandt, Volker, Virtutis non est virtus. Ein scholastischer Lehrsatz zur naturgemäßen Bestimmung vernünftigen Handelns in seiner Vorgeschichte (Europäische Hochschulschriften, Reihe XX Philosophie, Bd. 277). Peter Lang, Frankfurt u. a. 1989, 232 S.*

Für den neuesten Kommentar zu Platons *Hippias minor* oder *Der Falsche Wahre* (Collegia. Philosophische Texte, VCH Acta humaniora, Weinheim 1989) hat Jörg Jantzen einen passenden Untertitel gewählt: *Über den Ursprung der moralischen Bedeutung von »gut«*. Der Dialog endet bekanntlich mit einer »sokratischen« Frage: Wenn der gute oder bessere Künstler derjenige ist, der nicht ungewollt, sondern absichtlich schlecht handelt, müßte es dann nicht ebenfalls heißen, daß der gute oder bessere Mensch schlechthin derjenige ist, der nicht ungewollt, sondern absichtlich schlecht handelt? Ohne seine herausfordernde Frage selber schon zu beantworten, wollte Platon damit doch auf den spezifischen Sinn des moralisch Guten und des moralisch Schlechten hinweisen.

Hildebrandts Arbeit hat nicht nur eine ähnliche Zielsetzung, sondern sie untersucht zuerst Platons Diskussion der Problematik (21–93) und deren Fortführung durch Aristoteles (94–178), dessen Autorschaft Hildebrandts auch für die *Magna moralia* und die »kontroversen« Bücher der *Eudemischen Ethik* voraussetzt. Erst im Lichte dieser »Vorgeschichte« läßt sich jener scholastische »Lehrsatz« verstehen, der dem vorliegenden Werk den Titel verleiht: »Virtutis non est virtus, sed artis est virtus« (vgl. STh I-II 57, 3 arg. 2). Im thomanischen Kontext ist damit gemeint, daß die moralische Tugend schon von vornherein auf das Endziel der Menschennatur gerichtet ist und so keiner weiteren (moralischen) Tugend bedarf. Dagegen bleibt auch der fähigste Künstler noch auf die moralische Tugend angewiesen, will er selbst und soll nicht nur sein Werk »gelingen«.

In dieser unter Prof. Dr. F. Inciarte erstellten Promotionsarbeit, die i. J. 1988 von der Philosophischen Fakultät der Universität Münster als Inaugural-Dissertation angenommen wurde, scheint es dem Verf. vor allem um die konstitutive Ausrichtung der Tugend auf die Menschennatur zu gehen. Um diese zu erläutern, führt er gleich einen zweiten scholastischen Lehrsatz an: »Natura ad unum, ratio ad opposita«. Ohne auf die anthropologischen und fundamentalmoralischen Hintergründe seiner These ausführlich einzugehen, erkennt der Verf., daß die praktische

Vernunft und die kategoriale Wahlfreiheit stets einer unaufhebbaren Vielfalt bei der Wahl der Wege zum Ziel der Glückseligkeit, zur Vollendung der Natur, gegenüberstehen. Die Tugend ist dabei ein Habitus der »determinatio ad unum« innerhalb dieser Vielfalt, welche aber zumeist alles andere als beliebig oder dezisionistisch ist. Weil die Struktur der praktischen Vernunft und der Wahlfreiheit solche Vielfalt aufweist, kommt es bei der tugendhaften Selbstbestimmung auf die der Vernunft und der Freiheit vorgegebenen Natur als Maßstab und Richtschnur an. Das Anliegen des Buches ist letztlich die Wiedergewinnung der Menschennatur in ihrer moraltheologischen Relevanz.

In seiner Beschreibung des gegenwärtigen Diskussionsstandes folgt der Verf. weitgehend der Analyse von Martin Rhonheimer. Mit Rhonheimers ausführlicherem und geschlossenerem Werk über *Natur als Grundlage der Moral. Eine Auseinandersetzung mit autonomer und teleologischer Ethik* (Innsbruck – Wien 1987) hat das vorliegende Werk gemeinsam, daß die Natur in ihrer moraltheologischen Bedeutung wiederentdeckt werden soll, ohne dabei jedoch in den früher oft unerkannten Fehler eines Naturalismus zurückzufallen. Ohne von einem hermeneutischen Zirkel zwischen Natur und Vernunft zu sprechen, weist der Verf. auf ihre Wechselwirkung: »Zum einen bestimmt ja die Vernunft, als naturgegründete Instanz, was naturgemäßes Handeln ist, zum anderen wird dies aber auch durch die Natur selber bestimmt« (196). »Da... die jeweilige Natur nicht vorab erkennbar ist, ist naturgemäßes Handeln dem Menschen nur als *Einfindung* (inventio) in seine Natur möglich, die ... auch echte Konstituierung der praktisch-vernünftigen Natur bedeutet« (207). Die Vernunft »konstituiert« das Naturgesetz, aber nur aufgrund »der Präexistenz der natürlichen Prinzipien« (212 mit dem Hinweis besonders auf STh I-II 94, 1 co.: Lex naturalis est aliquid per rationem constitutum).

Die Aussageabsicht des Werkes kommt aber am deutlichsten dort zum Ausdruck, wo der Verf. sich dann doch von Rhonheimer distanziert (211–215). Rhonheimer verkenne entgegen seiner Zielsetzung den Unterschied zwischen Natur und Vernunft. »Mit einer Identifizierung von Natur und Akt der praktischen Vernunft wird, konsequent betrachtet, einer Naturgrundlage der praktischen Vernunft dann jedoch widersprochen« (213, Anm. 98). Wie aber genau die Menschennatur gerade in ihrem Unterschied zur prak-

tischen Vernunft und Freiheit für diese maßgeblich wird, bleibt auch hier noch weitgehend ungeklärt. Das ließe sich wohl aus den beiden genannten Axiomen auch nicht ableiten. Zudem macht die Arbeit leider öfter den Eindruck, etwas vor schnell abgeschlossen zu sein, worauf nicht zuletzt die Anzahl lateinischer Fehler hindeutet – etwa im durchgängigen Gebrauch von »actus homini« (7, 18, 187, 212; dabei dürfte hier nicht einmal »actus hominis« stehen, sondern »actus humanus«; vgl. STh I-II 1, 1 co.). Gleichwohl leistet das Werk einen Beitrag zur Bestimmung einer noch wichtigen Quaestio disputanda. Daß diese Frage letztlich dann doch offenbleibt, mag man als eine weitere Gemeinsamkeit mit dem platonischen Dialog ansehen.

Richard Schenk, München

Scheffczyk, Leo (Hrsg.), *Rationalität. Ihre Entwicklung und ihre Grenzen* (Grenzfragen Bd. 16). K. Alber, Freiburg i. Br./München 1989, 500 S.

Mit diesem neuesten Band der *Veröffentlichung des Instituts der Görres-Gesellschaft für interdisziplinäre Forschung* werden die Referate und Diskussionsbeiträge gleich zweier Jahressitzungen des Instituts (1987 und 1988) ediert. Wie der Hrsg. in seinem Vorwort verdeutlicht, ist die Thematik in der gegenwärtigen, durch eine »Krise der Rationalität« geprägten Geistesituation von besonderer Dringlichkeit. Die Beiträge zeigen »eine Konvergenz in dem Bestreben, angesichts der heute erfahrbaren Grenzen der Rationalität nicht die Option für das Gegenteil zu treffen und dem Sog des Irrationalismus zu verfallen. Aufgabe und Ziel... liegen nicht in der Verdächtigung der ratio, sondern in der Kritik einer verengten... Rationalität, die ihre Fähigkeit als 'vernehmende Vernunft' nicht mehr einsetzt und so den Zugang zum Ganzen nicht mehr offenhält« (10).

Die fünf Referate des ersten Teils (11–225) haben zum speziellen Thema die »Rationalität – ihre Entwicklung«. Der Anthropologe K. J. Narr (Münster) zeigt anhand dreier »Primitivvölker«, daß Rationalität immer schon in und neben dem Mythos existierte, aber in einer Weise, die noch entwicklungsbedürftig war (13–44). Der einmaligen Entfaltung der Rationalität im Griechenland des 6. und 5. Jh. vor Christus mißt er epochale, weltweite Bedeutung zu. Da diese letztgenannte These in den heutigen Kulturwissenschaften und in einer an das Enthellenisierungsprogramm gewöhnten Theologie keine unangefochtene Akzeptanz mehr findet, kann es nicht überraschen, daß

sie in der Diskussion noch einmal zur Sprache kam (220f.). »Die Ontogenese der kindlichen Rationalität« (45–81), einschließlich der Entwicklung moralischer und religiöser Vernunft, zeichnet der inzwischen verstorbene Fribourger Psychologe J.-J. Eisenring mit Hilfe der Forschungen Piagets über unterschiedliche Phasen des Wachstums nach. Daß selbst Zahlenvorstellungen einer geschichtlichen Entwicklung unterliegen, verdeutlicht B. Artmann (Darmstadt) in seinem Beitrag über »Aspekte des Zahlbegriffs in der Geschichte der Mathematik« (83–118). Die Griechen seien auf diesem Gebiet hinter den Babyloniern zurückgeblieben, und selbst die mathematischen Fortschritte der Neuzeit seien ohne den (am Ende doch rationaleren) Verzicht auf allzu rigorose griechische Stringenz methodologischer Art nicht denkbar. Der rationale Nachweis des Inkommensurablen und der irrationalen Zahlen durch die Pythagoreer hätte in der Diskussion noch auf ihre Bedeutung für die Erkenntnis von Grenzen spekulativer Welterkenntnis und praktischer Morallehre fruchtbar geprüft werden können. Der von Methodenpluralität gekennzeichnete Beitrag des Bonner Astrophysikers H. J. Fahr, »Zum Wachsen der Rationalität im physikalischen Naturverständnis« (119–165), weist auf die nicht streng beweisbaren Voraussetzungen rationalistischer Physik hin. Die immanenten Grenzen dieser Physik sowie alternative Betrachtungsweisen jenseits ihrer werden diskutiert. Der Fortschritt physikalischer Rationalität liege in der Fähigkeit, einen immer größeren Phänomenbereich mit immer weniger Grundprinzipien zu erklären. In einer erweiterten Fassung seines Vortrags über »Wandlungen des Vernunftbegriffs in der Geschichte des europäischen Denkens« (167–203) zeigt der Bonner Philosoph H. M. Baumgartner anhand der Unterscheidung von Vernunft und Verstand (oder »Intellectus und Ratio«, jener Unterscheidung also, die auch zu Beginn des zweiten Teiles des Bandes [229–252] von G. Cottier [Genf/Fribourg] ausgehend von Thomas von Aquin noch einmal vertieft wird), daß die Philosophie schon lange dabei ist, die in ihr aufkommenden Extreme der Über- und Unterschätzung der Vernunft zu überwinden. Erreichte dieser Ausgleichsversuch mit I. Kant einen vorläufigen Höhepunkt, so wurden die bei Kant noch vorhandenen Aporien zur Quelle nachkantischer Philosophie. Das Scheitern idealistischer Kantkritik öffnete den Weg für die weitergehende Depotenenzierung der Vernunft, die im Grunde auch ein Merkmal heutigen Philosophierens (exemplifiziert hier anhand von K. O. Apel) bleibe. Diese Tendenz entlarve – so Verf. – manchen postmo-